

IMAGING NUMBER

OH
(F)



Anna Kim



B

NAME

GESCHICHTE

EINES

KINDES

Roman

Suhrkamp

3

RETAIN
FULL
SIZE
(R)

CEASED
(D)

UNDER
21
(C)

suhrkamp taschenbuch 5364

In einer US-amerikanischen Kleinstadt wird 1953 ein Junge geboren und noch in derselben Nacht von seiner ledigen Mutter zur Adoption freigegeben. Der Skandal: Das Baby scheint nicht »weiß« zu sein. Als die junge Frau sich weigert, die Identität des Vaters preiszugeben, beginnt eine Sozialarbeiterin mit akribischen Nachforschungen, um die wahre ethnische Herkunft des Kindes zu ermitteln.

Klug und berührend erzählt der Roman, der auf einer wahren Begebenheit beruht, wie wir aufeinander schauen und was wir glauben, im anderen zu sehen. Die *Geschichte eines Kindes* zeigt, wie die fatale Idee von »Rasse« bis heute die Gesellschaft prägt, Familien entzweit und Lebenswege bestimmt.

»Ein intelligent komponiertes Buch, das den aktuellen identitätspolitischen Debatten historische Tiefe gibt.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Aufwühlend, komplex und bestens geeignet, Leserinnen und Leser über die letzte Seite hinaus zu beschäftigen.«

Frankfurter Rundschau

Anna Kim wurde 1977 in Südkorea geboren, zog 1979 mit ihrer Familie nach Deutschland und schließlich weiter nach Wien, wo sie heute lebt. Im Suhrkamp Verlag erschienen zuletzt die Romane *Die große Heimkehr* (st 4888) und *Anatomie einer Nacht* (st 4478). Für ihr erzählerisches und essayistisches Werk erhielt sie zahlreiche Stipendien und Preise, darunter den Literaturpreis der Europäischen Union.

Anna Kim
GESCHICHTE
EINES KINDES
Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2023

suhrkamp taschenbuch 5364

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks

für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: any.way, Hanke, Hamburg

Umschlagfoto: Nick Veasey/Science Photo Library Getty Images

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47364-1

www.suhrkamp.de

Als Autorin werden mir von Zeit zu Zeit Geschichten geschenkt, Geschichten, die mehr sind als Geschichten, Geschichten, die Welten in sich tragen. Auf einem solchen Geschenk basiert das vorliegende Buch, man könnte sagen: auf einer wahren Begebenheit, oder: ihm liegt die Kindheit eines Menschen zugrunde. Es ist ein äußerst kostbares Geschenk, eines, das einen verantwortungsvollen, respektvollen Umgang verdient. Ich habe versucht, dem gerecht zu werden, indem ich die Vergangenheit unverändert, unbeschönigt dargestellt habe, gerade, was ihren Wortschatz betrifft. Nicht, um zu verstören oder zu verletzen – die Verstörung, Verletzung lässt sich, dies ist mir bewusst, nicht verhindern –, sondern um jenen, die bereits verletzt, verstört sind, ihr Recht zurückzugeben, über den Schmerz zu bestimmen. Dieser liegt jedoch, und das ist mir wichtig zu betonen, nicht in der Vergangenheit. Obwohl wir gewisse Wörter, Begriffe abgeschafft haben, haben wir es doch nicht geschafft, uns von den Ideen zu trennen, die ihr Innerstes, ihren Kern bilden. Somit riskieren wir, wenn wir Geschichten wie diese weitergeben, auch einen Blick auf die Unterseite der Sprache: auf ihre Kehrseite.

A.K.

Und wenn alle Räume unserer Einsamkeit hinter uns
zurückgeblieben sind, bleiben doch die Räume, wo
wir Einsamkeit erlitten, genossen, herbeigesehnt oder
verraten haben, in uns unauslöschlich.

Gaston Bachelard, *Poetik des Raumes*

Im Jänner 2013, kurz nachdem Barack Obamas zweite Amtsperiode begonnen hatte, reiste ich in den Mittleren Westen der USA, nach Wisconsin. Ich war vom St. Julian College eingeladen worden, das Sommersemester als *Writer in Residence* in Green Bay zu verbringen. Untergebracht war ich in der Gästewohnung der Universität, die sich im Erdgeschoss des Verwaltungsgebäudes befand, in einem Betonquader aus den siebziger Jahren; die Einrichtung stammte aus den Achtzigern, die Klimaanlage aus den Neunzigern. Seit den Nullerjahren konnte man die Fenster nicht mehr öffnen, sie aus den Angeln zu heben oder gewaltsam herauszureißen waren die einzigen Optionen, um der Luft zu entgehen, die unaufhörlich durch das Gitter geblasen wurde, gemeinsam mit Staub, Rost und fein zerfallenen Rattenexkrementen. Manchmal hörte sich das Rauschen der Klimaanlage an wie Autolärm, selten wie das Tosen von Wellen, meistens fraß sich der monotone *Gesang* in meinen Gehörgang, attackierte von dort aus mein Gehirn. Nur im Badezimmer war es leise, ausgerechnet hier hatte die Belüftung ihren Geist aufgegeben.

Nach einem Monat beschloss ich, dem Hinweis einer mir wohlgesinnten Kollegin folgend, eine gewisse J. Truttman aufzusuchen, die angeblich Zimmer vermietete – ausschließlich wochenweise.

Seit Tagen schneite es ohne Unterlass. Der Schnee fiel unermüdlich, unerbittlich, überdeckte das von Menschenhand Erbaute, löschte es aus. Die breiten Straßen waren verlassen, die sporadische Anwesenheit von Leben schien unbe-

absichtigt, einmal nur brummte ein Schneepflug an mir vorbei.

Ich war zu Fuß unterwegs; ich hatte mich nicht dazu durchringen können, ein Auto zu mieten. Da sämtliche Markierungen von einem dichten Weiß geschluckt worden waren, konnte ich es mir aussuchen, wo ich mich bewegen wollte, ob auf der Fahrbahn oder auf dem Gehsteig; ich setzte meine Fußspuren stets auf unberührte Flächen. Neben den vom Himmel schwebenden, gleitenden und rieselnden Flocken waren mein Stapfen und Atmen die einzig vernehmbaren Geräusche, keine Menschen, keine Tiere, keine Autos, nicht einmal der Wind regte sich. Mir kamen die Worte Bachelards in den Sinn: *Von allen Jahreszeiten ist der Winter die älteste*. Ich wandelte sie ab in: Von allen Jahreszeiten ist der Winter die jüngste. Sie bringt Kindheit in die Erinnerung, setzt alles auf Anfang.

Ich brauchte lange, um J. Truttmans Haus zu finden. Unter den zweistöckigen Betonbauten mit flachen Dächern und großer Einfahrt, denen die Holzhäuser, Farmhäuser, in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts hatten weichen müssen – man hatte die *family homes* eigens für die aus dem Krieg heimgekehrten Veteranen gebaut –, stach es zwar heraus mit seiner hellblau getünchten Holzverkleidung, dem Wintergarten, der einst eine Veranda gewesen war, und dem Mansardenzimmer, das auf dem Dach thronte wie eine Krone. Die Hausnummer aber versteckte sich hinter einem Ahorn, weshalb ich die Woodlawn Avenue mehrere Male auf und ab schreiten musste, um sicherzugehen, dass ich den Pfad, der zum Haus führte, auch mit gutem Grund betrat. Ich fühlte mich beobachtet, glaubte, obwohl ich niemanden dabei ertappte, überwacht zu werden; zudem war das Grundstück der Truttmans das einzige, das umfriedet

war, ein Jägerzaun und ein Schild zeigten dessen Grenzen an: *No Trespassing*.

Ich hatte mich verspätet. Als ich an der Tür klingelte, verfluchte ich den Schnee, jegliche winterliche Romantik war verflogen. Ich dachte, Sie kommen nicht mehr, sagte J. Truttman statt einer Begrüßung und mir die Hand reichend: *I'm Joan*; ihr *you* fühlte sich an wie ein *Sie*. Ich auch, brummte ich und stellte mich mit Franziska vor.

Can I call you Fran? Sie sah mich fragend an. Ich nickte und spähte an ihr vorbei ins Wohnzimmer, wo es nach Butter, Vanille und Zimt duftete. Sie sind also die Autorin aus Österreich, sagte Joan. Wieder nickte, noch immer spähte ich. Sie grinste.

Dann kommen Sie mal rein.

Coffee Cake nannte sich das himmlisch duftende Gebäck, und es kam mit so vielen Tassen heißem Kaffee, wie ich trinken konnte. Nach der ersten fühlte ich meine Hände wieder, nach der zweiten meine Füße, auf die Zehen musste ich noch warten. Am Ende der dritten Tasse einigten wir uns darauf, dass ich noch am selben Tag einziehen würde, Joan versprach, mich hin und her zu chauffieren. Ich unterschrieb den Mietvertrag, ohne das Zimmer gesehen, ohne das Kleingedruckte gelesen zu haben. Es reichte mir zu wissen, dass es im *Cuckoo's Nest* wohltuend still war.

Die Stille war, wie ich bald nach meinem Einzug merkte, das Gestaltungsprinzip des Hauses: Nichts durfte laut, gar schrill sein, nichts hervortreten. Das Radio, das in der Küche stand, schwieg unter der Woche, nur am Wochenende war es ihm erlaubt zu sprechen. Das Gerät war so alt wie ich, funktionierte trotz allem einwandfrei, wenn man davon absah, dass die Musik gedämpft klang. Dem Platten-

spieler im Wohnzimmer fehlte die Nadel und dem Kassetendeck die Kassette, Joan glaubte, sie weggeworfen zu haben, konnte sich aber nicht mehr daran erinnern. Die einzigen Geräusche, die im Haus zu hören waren, kamen von draußen: das Zwitschern der Vögel, die in den Büschen und Bäumen im Garten lebten, das Brummen von Motoren, das aufgeregte Plaudern der Nachbarn (besonders Ada Berkins' unermüdlicher Sopran bohrte sich in die Stille).

Das akustische Ödland spiegelte sich im Farbschema der Innenräume wider. Die Einrichtung war grün, braun und beige, wobei die Teppiche grün waren, die Möbel braun (von Natur aus oder in einem Branton lackiert) und sämtliche Textilien und Tapeten beige. Die Tische, Stühle und Regale schienen alterslos, da sie keine Verzierungen aufwiesen, sie waren zusammengezimmerte Holzbretter. Die Teppiche und Vorhänge wiesen ebenfalls keine Muster auf, sie wollten reine Flächen sein. Die Couch imitierte den Tisch in seiner Formlosigkeit, versuchte sich als braune Bank. Die Tapete war im Laufe der Jahre nachgedunkelt, ich vermutete von Polarweiß über Naturweiß zu Beige. Auch meine Vermieterin hielt sich an die Hausfarben, vergeblich war ich auf der Suche nach schillernden Farbtönen oder ausgefallenen Schnitten. Sie besaß offenbar bloß schlichte Hosen und Röcke, die sie mit den immer gleichen Blusen und Westen kombinierte.

Zuerst dachte ich, dass das Bauwerk seine Bewohnerin infiziert, sich Joan dem Diktat der Stille gebeugt habe. Mit der Zeit aber begann ich zu begreifen, dass es genau umgekehrt war: Sie war es, die dem Haus ihr Verständnis von Ordnung aufgezwungen hatte. Ihre zerbrechliche Gestalt, ihr dünner Hals, die mageren Arme und Beine, die feinen silbrig weißen Haare und ihre zarte blasse Haut stan-

den im Gegensatz zu ihrer dunklen, kräftigen Stimme, die immun gegen jede Art von Widerspruch war und während des Sprechens sogar noch an Festigkeit gewann; in ihren Augen aber lag eine Unsicherheit, die mich überraschte und berührte.

Anfangs genoss ich die Stille. Ich entdeckte, dass sie aus Geräuschen und Tönen besteht, aus Klängen, die sich zu Melodien zusammenfügen und einem Rhythmus unterliegen; dass Vorhersehbarkeit wesentlich für ihre Genese ist und es möglich ist, dem Etwas zu lauschen, das dem Nichts verwandt ist. Dass sie der Ort ist, an dem sich das Flüchtige festhalten lässt, länger als einen Augenblick.

Ich fühlte mich frei, befreit, sobald ich das Kuckucksnest betreten, die Treppe in den ersten Stock erklommen hatte. Ich genoss es, der Welt den Rücken zuzukehren, sie auszusperren, und ich beschloss, mein Büro im Institut nicht länger aufzusuchen, es erschien mir absurd, ein solches Geschenk in den Wind zu schlagen. Drei Stunden pro Woche, jeden Dienstag von fünf bis acht Uhr abends verbrachte ich in der Universität, die restliche Zeit war ich im Kloster, wie ich Joans Haus bald nannte, die Anwesenheit der Klosterfrau hörte ich zwar nicht, fühlte sie aber; ich hätte wissen müssen, dass diese spezielle Art des Glücks nicht halten würde. Es dauerte nicht lange, und ich meinte, vom Stillstand erdrückt zu werden. Mich frei im Haus zu bewegen erschien mir nicht bloß ungehörig, sondern verboten, *No Trespassing*, die Worte hatten sich in mein Gehirn gebrannt. Ich meinte, die Wände kröchen beständig näher, mein Zimmer wäre ein Turmzimmer und das Fenster der einzige Ausgang; dass eine Tür existierte, entfiel mir. Wenn ich nun das Treiben um den kahlen Apfelbaum im Garten be-

obachtete, dann nicht, um der Krähe zuzusehen, wie sie von einem Ast zum andern flatterte, sondern weil ich meinte, der Baum sei eine Brücke zur Außenwelt.

Vielleicht hatte sich Joan Sorgen um mich gemacht, später vertraute sie mir an, eine entfernte Cousine leide an Schizophrenie, Wahnvorstellungen gehörten zum Alltag ihrer achtzigjährigen Tante; vielleicht aber war es auch einfach eine freundliche Geste, dass sie an jenem Nachmittag im Februar an meine Tür klopfte, um mir ein Geschenk zu überreichen, *Welcome Home* stand auf der beigelegten Karte. Für dich, sagte sie, unruhig von einem Fuß auf den anderen tretend. Normalerweise lasse ich mir Zeit beim Öffnen, schüttle das Päckchen, betrachte ausgiebig das Muster auf dem Papier. Die Zeitspanne vor dem Auswickeln, und sei sie noch so kurz, ist für mich ein winziger Ausschnitt der Welt der Wunder, alles scheint möglich; Joan machte mich allerdings so nervös, dass ich mich genötigt sah, die Verpackung aufzureißen.

Es war ein gerahmtes Bild: zwei Goldfische (Koi) in einem Teich unter herabhängenden Kirschblütenzweigen. Die Künstlerin sei chinesische Amerikanerin, sagte Joan, und früher Bakteriologin gewesen. Miss Wang habe in Kalifornien an einer Ivy-League-Universität studiert, sich im Alter von fünfzig Jahren jedoch für eine künstlerische Laufbahn entschieden, *Chinese Brush Painting* und 3D-Bilder geben ihrem Leben neuen Sinn. 3D?, fragte ich verwirrt. Joan schmunzelte. Eine spezielle Brille brauchte ich nicht, um es zu betrachten. Sie deutete auf die Fische, deren Körper nicht gemalt, sondern aus Papier geformt und aufgeklebt waren. Es erinnert mich an Origami, dich nicht?

Mich erinnerte es an Glückwunschkarten, trotzdem nickte ich und stellte das Bild auf die Kommode; das Dotter-

gelb und Feuerwehrröt stachen aus der Umgebung hervor. Es müsste in deinen Koffer passen, sagte Joan und ließ sich zu meinem Verdruss auf der Bank nieder, die am Fußende des Bettes stand, selbst gerahmt ist es nicht groß; sie betrachtete mich, als sei auch ich ein Bild, ein Bild ohne Koi, wenngleich nicht minder kurios.

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte, so hielt ich mich an meinem Lächeln fest.

Joan lockerte ihren Blick. Sie sagte, ich habe an dich denken müssen, als ich es sah. Und nach einer Pause (die sie zum Anlauf nutzte): *I imagine, it must be lonely.*

Sie wusste, dass ich an einem Roman arbeitete, sie hatte eine Schreibtischlampe für mich vom Speicher geholt, ich erwiderte daher, Schreiben sei einsam, aber, beeilte ich mich hinzuzufügen, vielleicht seien es jene, die die Einsamkeit suchen, die das Schreiben finden.

Sie sah mich überrascht an, dann lachte sie, das habe sie nicht gemeint. Sie habe gemeint, es müsse schwierig sein, weit und breit die einzige Asiatin zu sein. In Green Bay seien die meisten ursprünglich aus Europa – Deutschland, Belgien, Polen und Irland. Ihre Großeltern etwa seien aus dem Osten Irlands nach Amerika gekommen. Sie habe immer davon geträumt, die grüne Insel einmal zu besuchen, *the Emerald Isle*, sie habe gehört, die Gesänge der Irischen See seien unvergesslich. Sie verstummte, und ich dachte schon, wir hätten das Thema abgehakt, als sie sagte: In Österreich leben vermutlich auch nicht viele Asiaten. Ich antwortete, ich sei in Wien geboren, ich fühle mich in etwa so asiatisch wie sie.

Sie musterte mich misstrauisch. Das glaube sie mir nicht, rief sie endlich aus, den Wurzeln entkomme man nicht –

ich sei doch gemischt, oder? Sie betrachtete mich erneut, kürzer diesmal, und kam zu dem Schluss, dass meine *hohen Wangenknochen*, die Form meiner Augen (das so genannte *Mandelformat*) und meiner Nase meine ethnische Herkunft, zumindest den dominanten Teil, verrieten. Natürlich, fuhr sie fort, meine Haare seien leicht gewellt und mittelbraun, zudem nicht so dick und fest, die Länge, das heißt die Kürze, mache es jedoch schwer, eine genaue Bestimmung vorzunehmen, und, murmelte sie, ich sei größer und langgliedrig, doch sie irre sich selten, japanisch würde sie ausschließen, ebenso chinesisch, sie kniff ihre Augen zusammen, sei ich Koreanerin? Die Koreaner sähen den Europäern noch am ähnlichsten. Sie resümierte (ohne meine Antwort abzuwarten): Ich sähe aus wie eine koreanisch gefärbte Europäerin. Oder, fragte ich, wie eine europäisch angemahte Koreanerin?

Sie lachte.

Exactly.

Ihr Lachen provozierte mich. Mein Vater, ließ ich mich zu einer Erklärung hinreißen, die sich wie eine Rechtfertigung anfühlte, stamme aus Österreich, meine Mutter aus Südkorea.

Joan hob beschwichtigend ihre Hände. Ich dürfe sie nicht falsch verstehen, sie spreche keineswegs als Ahnungslose, sondern als Eingeweihte: Ihr Mann Danny sei in der gleichen Situation wie ich. Er sei der einzige Afroamerikaner in Green Bay, zumindest fühle sich das so an.

Wieder blickte sie mich forschend an – oder Hilfe suchend, da ich beharrlich schwieg? Ich wusste nicht, in welcher Form ich an diesem *Austausch* teilhaben sollte; ich hatte den Eindruck, meine Rolle sei die des Publikums und als solches wäre ich unbeteiligt.

Als sie den Faden wiederaufnahm, war ihre Stimme leise. Sie sagte, es sei wichtig, eine Gruppe zu haben, zu der man gehöre, der man sich zugehörig fühlen könne. *Don't you agree?*

Herkunft sei nicht die alleinige Bedingung für Zugehörigkeit, wandte ich ein. Sie schüttelte den Kopf. Danny habe sich immer schwer damit getan, der Einzige zu sein. Er sei der einzige Schwarze im Kindergarten gewesen, der einzige in der Schule, der einzige in der Arbeit, und er habe viele Jobs gehabt, so viele. Nun sei er der einzige Schwarze im Pflegeheim. Ach nein, verbesserte sie sich, es gebe noch einen zweiten, einen ganz jungen, Jonah, der nach einem Autounfall alles neu erlernen müsse, essen, gehen, sprechen. Jonah und Danny hätten einen ähnlichen Therapieplan, sagte sie, aber Danny werde wahrscheinlich früher entlassen werden, deshalb vermiete sie dieses Zimmer nur wochenweise. Sobald er wieder zu Hause sei, brauche sie keine Gesellschaft mehr. Sie verzog ihr Gesicht zu einem wehmütigen Lächeln. Ohne ihn sei es einsam.

Einzig durch sein Licht ist das Haus menschlich. Ein feiner Lichtstrahl fiel durch das staubblinde Glas, bahnte sich seinen Weg zur Raummitte. Joan stand langsam auf. Zuerst mied sie meinen Blick, dann besann sie sich und passte ihn ab. Sie sagte, ich frage mich, ob ich nicht auch vor seiner Krankheit einsam war, einsam mit ihm.

Seine Einsamkeit war ansteckend.

Aus der Akte des Sozialdienstes der
Erzdiözese Green Bay

13. 07. 1953

Telefonat m. Sr. Aurelia: Am Sonntag, den 12. Juli, kam gegen 22 Uhr eine junge Frau mit starken Wehen in die Notaufnahme. Kurz nach Mitternacht gebar sie ein 3,2 kg schweres Kind. Sie gab ihm den Namen Daniel. Der Arzt, der die Entbindung vornahm, war Dr. Karl Schreiber. Mutter und Kind sind wohlauf. Miss M. Winckler (MW) wurde mit dem Fall betraut.

14. 07. 1953

Besuch/Krankenhaus St. Mary: Der Name der Kindsmutter lautet Carol Anne Truttman. Sie war höflich, aber schroff. Sie erklärte, dass sie den Knaben zur Adoption freigeben wolle und er auf die Kinderstation verlegt werden könne, sobald die Ärzte dies gestatten.

Miss Truttman wohnt zurzeit in der Kellogg Street 223 in Green Bay, Wisconsin. Sie wurde am 11. Februar 1933 in Green Bay geboren, ist 20 Jahre alt und ledig. Sie besucht regelmäßig die Messe in der Kirche St. Mary in Green Bay. Ihr Vater, Joseph Truttman, starb vor fünf Jahren an Darmkrebs. Ihre Mutter, Anne Bellin (seit 1949 verheiratet mit Mr. Nicholas Bellin), lebt auch in Green Bay (St. Baird Street 1556). Die Familie stammt aus Österreich und Deutschland.

Sie hat drei Geschwister, zwei Brüder und eine Schwester; sie ist die Zweitälteste. Max ist 21 Jahre

alt und arbeitet in der Wood Preserving Company. Walter ist 19 Jahre alt und Student am St. Julian College in Green Bay. Olivia ist 13 Jahre alt und besucht die St. Mary Junior Highschool in Green Bay. Max und Walter sind Junggesellen.

Miss Truttman hat die St. Mary Highschool in Green Bay abgeschlossen. Seither arbeitet sie als Telefonistin bei der Bell Telephone Company in Green Bay. Sobald sie aus dem Krankenhaus entlassen wird, möchte sie diese Tätigkeit wiederaufnehmen. Da sie es jedoch versäumt hat, sich krankzumelden, hofft sie, dass die Stelle in der Zwischenzeit nicht vergeben wurde.

Carol Truttman ist ca. 1,60 m groß und 70-75 kg schwer. Sie ist hellhäutig und hat ein rundlich begrenztes Gesicht mit einem spitzen Kinn. Ihre Stirn ist zurückweichend und kurz. Die Nase ist eher breit, die Obernase leicht flach; sie mutet wie eine Knopfnase an. Der Mund ist groß, die Lippen sind voll. Das Haar ist schulterlang, die Haarfarbe braun, die Haarform wellig. Die Augeneinbettung ist tief, die Augen sind klein, rund und hellbraun, die Wimpern kurz.

Den vollständigen Namen des Kindsvaters kennt sie nicht. Sie weiß nur, dass er mit Vornamen George heißt. Er ist angeblich 23 oder 24 Jahre alt und unverheiratet. Sie vermutet, dass er in Chicago lebt. Über seine Familie ist ihr nichts bekannt.

Sie haben keine Heiratspläne, sie sind bloß „ein paar Mal“ miteinander ausgegangen. (Miss Truttman erwähnte nicht, wie oft.) Das erste Treffen kam über die Vermittlung von Bekannten zustande. Sie sagte zuerst „Freunde“, verbesserte sich dann.

In dem Moment betrat ihre Mutter den Saal. Anne Bellin ist eine noch jung wirkende, attraktive Frau, die ältere, schmälere Version der Tochter. Sie war geschmackvoll gekleidet und äußerst höflich. Sie bedankte sich, dass wir ihrer Tochter behilflich sind. Mrs. Bellin bekräftigte, dass der Säugling zur Adoption freigegeben werden soll. Sie ist ebenfalls damit einverstanden, dass er so bald wie möglich auf die Kinderstation verlegt wird.

Mrs. Bellin und ihrer Tochter wurde erklärt, mit welchen Kosten sie zu rechnen hätten und wie in etwa das Verfahren zur Aufgabe der Elternschaft ablaufen würde. Es wurde vorgeschlagen, es so bald wie möglich – in etwa zwei Monaten – zu eröffnen. Weder Mrs. Bellin noch Miss Truttman erhoben Einspruch.

Für eine Untersuchung des Kindes war weder Zeit, noch war dies nötig.

(MW/JE)

(Handschriftliche Anmerkung v. JT: Die Mitarbeiter des Sozialdienstes diktierten ihre Berichte den Stenotypistinnen June Everson/JE und Betty Young/BY.)

03.08.1953

Telefonat m. Sr. Aurelia: Laut Schwester Aurelia besitzt der Truttman-Säugling Körpermerkmale, die auf eine indianische Abstammung hinweisen könnten. Es ist allerdings noch zu früh, dies zu beurteilen. Das Kind ist erst drei Wochen alt.

Schwester Aurelia erklärte, sie werde die Entwicklung des Kindes im Auge behalten.

31. 08. 1953

Telefonat m. Sr. Aurelia: Die Schwester war so aufgeregt, dass es schwierig war, sie zu verstehen. Offenbar haben die Schwestern Aurelia und Geneviève das Kind in den letzten Wochen genauestens beobachtet und mehr als einmal eingehend untersucht. Gemeinsam sind sie zu dem Schluss gekommen, dass seine Körpermerkmale eher denen eines Negers entsprechen als denen eines Indianers. Das Kind, betonte Schwester Aurelia, weise „mit Sicherheit“ Merkmale auf, die nicht normal seien.

MW versuchte, die Schwester zu beschwichtigen. Sie sagte, dass Dr. Denys Daniel demnächst untersuchen werde, und schlug vor, den Befund des Psychiaters abzuwarten. Außerdem würde sie den Knaben in Bälde selbst in Augenschein nehmen.

Schwester Aurelia war mit dieser Vorgangsweise einverstanden. Sie warnte MW jedoch, dass sich unter diesen Umständen die Suche nach geeigneten Adoptiveltern schwieriger gestalten werde. Mit Mischlingskindern kenne man sich hier nicht aus, das habe es noch nie gegeben: Daniel Truttman sei ihres Wissens nach der erste Mulatte, der in Green Bay geboren wurde.

(MW/JE)

01. 09. 1953

Untersuchung D. Truttman, Krankenhaus St. Mary: Das Kind ist 7 Wochen und 2 Tage alt. Der allgemeine Gesundheits- und Ernährungszustand ist als sehr gut zu bezeichnen. Es war bisher noch nicht krank.